Goslarer Brief.

Goslar, 24. Oktober.

Dem Gesammtbilde Goslars geben die alten Thor- und Festungsthürme nicht nur eine charakteristische Note, sie tragen auch wesentlich zu seiner Schönheit bei. Leider hat das letzte Jahrhundert unter den wehrhaften Thoranlagen der Stadt stark aufgeräumt: Bütthor, Rosenthor, Klausthor und der Thurm an der Kötherstraße sind den „Verkehrsinteressen" geopfert, Papen- und Schmiedethurm, die die Frankenberger Kirche wirkungsvoll flankirten, sind niedergelegt — sogar erst 1869 — und der Achtermann sowie der dicke Zwinger haben ihre hohen Kegeldächer eingebüßt. (Wenig bekannt dürfte sein, daß das schwere eichene Balkenwerk des 1857 abgetragenen Zwingerdaches beim Bau der Marienburg bei Nordstemmen verwandt ist.) Allzu arge Verkehrshindernisse werden die alten Thore und Thürme namentlich in damaliger Zeit kaum gewesen sein, denn wenn heutzutage recht viel Verkehr in Goslar erwartet wird, baut man den Thorbogen des Rosenthores in getreuer Nachbildung an der alten Stelle als dekorative Ehrenpforte gern wieder auf — so bei der Rückkehr des Jägerbataillons in seine alte Garnison, die viele Tausende als Zuschauer und Festgäste nach Goslar führte — und der Thorbogen steht dann so wenig im Wege, daß vielfach der Wunsch geäußert ist, die Stadt möge ihn als dauernde Zierde des an sich schon hervorragend schönen Stadteinganges aus unvergänglichem Material in seiner früheren Gestalt neu aufführen lassen. Dieser Wunsch wird allerdings nie in Erfüllung gehen, denn er widerspricht den Grundsätzen der modernen Denkmalpflege, die wohl das Alte nach Möglichkeit geschützt und in seiner ursprünglichen Form erhalten sehen will, sich aber mit Recht dagegen verwahrt, daß Neues für Altes vorgetäuscht wird. Wo es galt, alte Baudenkmäler zu schützen, hat unsere Stadtverwaltung seit Jahren nie versagt, sie hat als eine der ersten auf Grund des Gesetzes gegen die Verunstaltung der Landschaft ein von Prof. Konrad Lange in Tübingen seiner Zeit im „Kunstwart" als vorbildlich eingehend besprochenes Ortsstatut erlassen, das die kleinste Veränderung an kunstgeschichtlich werthvollen Bauten vor der Genehmigung der Prüfung einer besonderen Kommission unterwirft, hat, noch vor Erlaß des Ortsstatuts, das jetzt zum Stadthause eingerichtete Hartmannsche Haus, ein stattliches Fachwerkgebäude aus dem Jahre 1526, durch Ankauf vor dem Schicksale bewahrt, abgebrochen und durch ein gleichgültiges Kaufhaus ersetzt zu werden, hat durch eine namhafte geldliche Beihilfe die Erhaltung des sonst ebenfalls dem Abbruch verfallenen schönen Wieneckeschen Fachwerkhauses an der Bäckerstraße, von 1592, ermöglicht, hat durch Grundstücksaustausch verhindert, daß der reizvolle Blick vom Feuergrabenufer auf die Frankenberger Kirche durch ein unschönes Miethshaus beeinträchtigt wurde und anderes mehr.

Jetzt hat die Stadt eine neue werthvolle Erwerbung gemacht: sie hat den Rißlingschen Thurm angekauft, den gewaltigsten der imposanten Thurmgruppe des Breiten Thores, des Hauptthores der Stadt am Ende der Breiten Straße, das erfreulicherweise fast vollständig noch auf unsere Zeit gekommen ist. Der Thurm hat einen Durchmesser von 20 Meter, mißt bis zur Dachtraufe 21 Meter und wird von einem 21 Meter hohen beschieferten Kegeldach gekrönt, das von dem kupfernen tonnenförmigen Knauf noch um 5 Meter überragt wird. So befinden sich von den vier Thürmen des Breiten Thores jetzt drei im Besitze der Stadt und bleiben nach menschlichem Ermessen für alle Zeiten in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, der vierte 1883 zu einem herrschaftlichem Ruhesitz ausgebaut und neuerdings von dem General von Werder erworben worden.

Wie die Stadt das Alte in seiner Schönheit zu schützen sucht, so ist sie auch bemüht, bei Neuanlagen Mustergiltiges zu schaffen, indem sie hervorragende Sachverständige zu Rathe zieht. Die Erweiterung des Städtischen Friedhofes, für die die städtischen Kollegien 65,000 Mark bewilligt haben, erfolgt nach den Plänen des Gartenarchitekten Freye in Charlottenburg, dem auf Grund eines Preisausschreibens auch die Anlage des Bremer Zentralfriedhofes übertragen worden ist, und der Bebauungsplan des Trüllethales, des neu aufzuschließenden Villengebäudes im Westen der Stadt, ist von Professor Janssen in Berlin, dem Sieger im Wettbewerb um die Bebauung des Tempelhofer Feldes, nachgeprüft und ergänzt. Leider läßt die private Bauthätigkeit zuweilen noch die schuldige Rücksicht auf Goslars schönes Stadt- und Straßenbild vermissen, andererseits verdient hervorgehoben zu werden, daß in den letzten Jahren hier Neubauten aufgeführt sind, die durchaus der Stadt zur Zierde gereichen, so außer mehreren Villen im Steinbergviertel gleich am Eingange der Stadt das vom Architekten Ehelolf erbaute Hotel „Der Achtermann", von dem Professor Volbehr, der Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums in Magdeburg, sagt, es sei geradezu vorbildlich für die Kunst, [illegible] das Alte zu Wort kommen zu lassen, ohne dabei die modernen Forderungen irgendwie zu beeinträchtigen.

Straußenfedern aus Tripolis.

Der italienisch-türkische Krieg, der nun ein plötzliches Ende gefunden hat, könnte zur Annahme einer hohen Preissteigerung der Straußfedern Anlaß geben. Eine solche Sorge ist jedoch kaum gerechtfertigt, denn tritt eine Vertheuerung ein, so werden davon nur die allerfeinsten Federn betroffen, nicht aber die großen Massen der vom gezüchteten Kapstrauß herrührenden Federn. Was an Federn aus Tripolis für den europäischen Markt bezogen wird, stammt ebenso wie die aus Tunis, Algier und Marokko bezogenen von den wilden Straußen der Sahara. Nach Tripolis werden sie mit Elfenbein, Gummi, Sermesblättern und einigen anderen Artikeln auf der westlichen Karawanenstraße über Ghadames und auf der südlichen über Bilma und Murfuk eingeführt. Der größte Theil dieser Federn wird von italienischen Händlern angekauft und wandert vornehmlich nach Paris, wo sie zusammen mit den aus Tunis, Algier und Marokko bezogenen einen zwar mäßigen, aber doch feinsten Bruchtheil des Federgeschäfts bilden. Nicht mit Unrecht gelten die des nordafrikanischen Straußes als die besten. Es wird ihnen nachgerühmt, daß sie kräftiger, elastischer, voller und widerstandsfähiger als die des gezüchteten Kapstraußes sind. Leider ist der wilde Strauß schon so dezimirt, daß die Federausbeute nur noch gering ist. Wie in Berlin und Wien, so wird auch in Paris als Hauptmasse das gezüchtete Material aus Südafrika benutzt. Die Federn wandern, sofern sie vom Kap und nicht aus den deutschen Kolonien stammen, nach London, wo sie im Waarenhause der Docks zur Auktion gelangen. Solche Auktionen finden im Jahre etwa sechs- bis achtmal statt. Zuvor wird die zu Buketts zusammengebündelte Waare von den kauflustigen Interessenten, Agenten und Grossisten mit Blick und Handgriff eingehend geprüft. Die Herren informiren sich über Farbe, Größe, Kraft und Elastizität der Federn, über die Fülle des Bartes, die Länge und den Flaumbesatz der Barthalme, über die Form der Federn und noch manche andere Qualitätseigenschaften. Der halbrunde Kopf der Feder ist ihnen ein Zeichen, daß sie vom männlichen Vogel, der segmentartige Kopf, daß sie vom geringer geschätzten weiblichen Vogel, der spitze Kopf, daß sie von einem sehr jungen, in der Mauserung begriffenen oder von einem alten und kranken Vogel stammt. Auch schätzen sie die männlichen Federn wegen der besseren Farbe höher als die weiblichen, wie denn überhaupt die großen Flügelfedern des Männchens, weil völlig weiß und bis zu sechzig Zentimeter lang und fünfzehn Zentimeter breit, als die kostbarsten gelten. Die kleineren, gesprenkelten Flügelfedern haben schon geringeren Werth, ebenso die vom Rumpf und die vom Schwanz. Manche der letzteren sind von den Exkrementen des Vogel angebrannt, was ihren Werth erheblich vermindert. All diese Sorten haben ihre bestimmten Namen und zerfallen in verschiedene Qualitäten, die dem Fachmann geläufig und erkennbar sind. Der Verkauf geschieht nach englischen Pfunden in Losen, die mit tausend Schilling angesetzt sind. Nach Gewicht geschieht auch der Verkauf der nordafrikanischen Federn in den Küstenländern des Mittelmeeres. Das Umwandeln der Rohfedern in einen Putzartikel erfordert natürlich einen langen Verschönerungsprozeß, zumal wenn es sich um gesprenkelte Exemplare handelt, die mit Wasserstoffsuperoxid dekolorirt werden müssen, um irgendeine zarte Modefarbe annehmen zu können. Je besser und geschmackvoller der Verschönerungsprozeß ins Werk gesetzt wird, um so mehr wird der Werth der Feder gesteigert.

Der Alte.

Madrid, 22. Oktober.

Der Alte! So nannte sie ihn immer, obschon er eigentlich gar nicht so alt war. Er sah sogar noch sehr frisch und rüstig aus und auf ihn paßten durchaus die Worte, mit denen Cervantes in seinem Don Quijote den Ritter vom grünen Mantel schildert: „Er mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein, hatte erst wenige graue Haare, und die Züge seines Angesichts verriethen zugleich Fröhlichkeit und Ernst." Merkwürdigerweise hieß er auch wie der genannte Ritter Don Diego, aber Ritter war er nicht, sondern bloß Notarius, und zwar in der schönen und gewerbreichen Stadt Barcelona. Dabei war er mehr als wohlhabend, hatte eine gute und ebenfalls reiche Frau und fünf blühende Kinder. Er besaß also alles Nöthige, um ein ruhiges und glückliches Leben zu führen. Und trotzdem stürzte er ins tiefste Unglück. Cherchez la femme!

Das Weib, das das Unheil anstiftete, war ihm einst auf dem Ueberbrettl erschienen, mit einer faszinirenden Gewalt ohnegleichen. Eine moderne Lorelei! Ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende Schiffer und Kahn . . . Sie war von wunderbarer Leibesbeschaffenheit. Ja, sie konnte sich sehen lassen. Und das that sie auch ausgiebig, auf den Bühnen der Nachtkabarets, oft, wie ihre altgriechische Kollegin Phyrne in der berühmten Gerichtssitzung, ohne störende Hüllen. Der Alte war ganz vernarrt und machte sie zu seiner Geliebten, indem er sie mit Gold überhäufte. Sie verstand sich vortrefflich darauf, ihm die Goldstücke aus der Tasche zu locken und hatte außerdem eine Mutter, die ihr auf Grund langjähriger Erfahrungen mit weisem Rath an die Hand ging. Bald waren Mutter und Tochter in einer eleganten Wohnung untergebracht, mit zahlreichem Gesinde, glänzenden Equipagen; sie trugen Toiletten und Juwelen von blendender Pracht. Der Alte bezahlte alles. Seinen letzten Heller und seinen letzten Blutstropfen hätte er mit Freuden hingeopfert, um die dämonische Schöne, die es ihm angethan, zufriedenzustellen.

Armer Alter! Wie sie ihn behandelte! Anstatt dankbar zu sein für die empfangenen Wohlthaten, verabscheute sie Don Diego und benahm sich ihm gegenüber so unangenehm wie möglich. Wie ein Hund ließ er sich schlagen und küßte ihr die Füße. Sie empfand ein besonderes Vergnügen darin, ihn zu erniedrigen und herabzuwürdigen. Nicht etwa, daß sie einen Amant de coeur gehabt hätte. Mit dem ersten besten, der an sie herantrat, ließ sie sich ein. Und je schlechter der Alte behandelt wurde, um so freigebiger wurde er in der Hoffnung, daß seine Großmuth die Angebetete doch noch schließlich erweichen würde.

Bei diesem Spiel ging natürlich sein Vermögen, so beträchtlich es auch war, schließlich auf die Neige, und er griff das seiner Frau an. Er vernachlässigte sein Geschäft und kam in schlechten Ruf. Verschiedene Kunden schickten sich an, die bei ihm deponirten Gelder zurückzuziehen, als der Alte plötzlich verschwand. Es hieß, er sei nach Amerika ausgerückt, aber er war noch weiter gereist. Im Hafen wurde gestern eine Leiche aufgefischt, die als die des ruinirten Don Diego erkannt wurde. Der Alte war nachts in einem Fischerboot hinausgerudert und hatte sich dann unbemerkt ins Wasser sinken lassen. Er hatte seinem Leben ein Ende gemacht, da er nichts mehr besaß, um es „ihr" zu schenken.

Zur Psychologie der Feuertaufe.

In diesen Tagen, da am Balkan viele Tausende von Menschen, die noch nie in einer modernen Schlacht gestanden haben, die Feuertaufe empfangen, gewinnen die Aeußerungen und Beobachtungen kriegserfahrener Offiziere ein besonderes Interesse. Fordert doch die moderne Schlacht eine ganz andere Art von Muth und Willenskraft, als die Kämpfe vergangener Jahrhunderte, in denen man dem Feind Auge um Auge gegenüberstand, seine Schläge pariren, seine Blößen ausnutzen und durch persönliche Verwegenheit und persönliche Tapferkeit den Gegner überwand. Es ist kein Zufall, daß man im russisch-japanischen Kriege einen überraschend hohen Prozentsatz nervöser Erkrankungen feststellen mußte; das Unpersönliche der modernen Schlacht erhöht nur das Grauen, der Gegner ist in Wahrheit nicht ein Mensch, sondern eine unsichtbar durch die Luft pfeifende Kugel, und das zu persönlicher Tapferkeit entflammende Bewußtsein, durch eigene Kraft und eigene Verwegenheit die Gefahr sozusagen an den Hörnern packen zu können, findet im modernen Kriege nur noch ausnahmsweise Raum. Der englische Oberst Maude hat vor einiger Zeit ein Werk über den Krieg erscheinen lassen, das eine Fülle außerordentlich interessanter Beiträge zur Psychologie der modernen Schlacht und der Feuertaufe enthält.

Als nach dem südafrikanischen Kriege General Botha nach England kam, erregte bei dem Laien immer wieder der eigenartige Gesichtsausdruck dieses südamerikanischen Kriegshelden Verwunderung. Die Volksmeinung verknüpft so gern mit dem Wesen eines Helden persönlicher Tapferkeit die Vorstellung strahlender Freudigkeit und einer gewissen heroischen Gelassenheit. Hier stand nun ein Mann, der unzählige Male dem Tode furchtlos ins Auge gesehen hatte. Aber in dem Gesichte dieses Helden lag stets ein Ausdruck unruhiger Spannung, der nie wich, sein ganzes Wesen schien ein stetes Aufhorchen, ein Lauschen, in den Blicken waltete eine nervöse Gespanntheit; wenn man ihm längere Zeit gegenüber saß, empfand man diese unablässige nervöse Spannung fast als etwas Schmerzhaftes und jedenfalls als etwas Räthselhaftes. Nur die Männer, die an den Kämpfen in Südafrika theilgenommen hatten, wunderten sich nicht und nickten schweigsam. Denn ihnen allen, die da draußen auf dem Schlachtfelde ihren Mann gestanden hatten, war dieser Gesichtsausdruck und diese Art des Blickes vertraut. Während der südafrikanischen Kämpfe entstand für diese eigenthümliche Verfassung des Geistes und des Körpers, die im Laufe des Feldzuges fast alle Kriegstheilnehmer kennen lernen mußten, ein besonderes Wort: Man nannte das die „Mauseritis" und bezeichnete damit jenen Nervenzustand, der durch die Verhältnisse des modernen Krieges hervorgerufen wird.

Monate, ja Jahre müssen bisweilen dahingehen, ehe das Auge des Veteranen jene unruhige, gespannte Wachsamkeit verliert, die in jenen Stunden erwachte, da man Tag um Tag Kugeln pfeifen hörte und mit gespannten Nerven den Stimmen dieser Sendboten des Todes lauschte. General Botha selbst hat später erzählt, daß sich die menschliche Natur an gewisse Erscheinungen des modernen Schlachtfeldes nie gewöhnen kann, und noch weiter ist ein hochgestellter, durch seine persönliche Verwegenheit und Todesverachtung ausgezeichneter britischer Offizier gegangen, der sogar erklärte, daß die Nervosität mit jeder neuen Schlacht größer würde. Man beginnt mit einem gewissen Vorrath an Tapferkeit: aber jede Schlacht und jeder Kampf nutzt einen kleinen Theil davon ab. Nur bei ganz wenigen Menschen, die gar keine Nerven besitzen, schwindet mit der Feuertaufe jene Höchstspannung, die jeden Neuling vor der Schlacht befällt. Die Kriegsgeschichte bringt eine Fülle von Beispielen, die das zu bestätigen scheinen, nur ganz wenige Menschen bleiben im Kugelregen von jener nervösen Spannung befreit, die meisten, wie tapfer sie auch sein mögen, müssen ihre Erregung durch eiserne Willenskraft niederzwingen.

In diesem Zusammenhang sind die Kriegserinnerungen des Generalmajors Meckel, des bekannten deutschen Reorganisators der japanischen Armee, interessant und charakteristisch. Meckel berichtet, wie er 1870 seine Kompagnie zum ersten Male in den Kampf führte; die Truppe traf erst spät auf dem Schlachtfelde ein und mußte das Gelände durchschreiten, wo der Kampf am schlimmsten gewüthet hatte. „Ich war bereits an den Anblick von Todten und Verwundeten gewohnt, aber nicht vorbereitet auf das, was jetzt meine Augen sehen mußten. Das Feld war buchstäblich mit Menschen besät." Und dazwischen fand man Leute, die einfach zurückgeblieben waren, Unverwundete, deren Willenskraft versagt hatte, deren Nerven erschöpft waren, Soldaten, die am Ende ihrer psychischen Widerstandskraft waren und sich dem Vorgehen nicht angeschlossen hatten. „Wo immer ein Busch oder ein Loch Deckung gab, konnte man solche Gesellen antreffen: und alle diese Leute starrten uns theilnahmslos an." Der Anblick dieser haltlos gewordenen Versprengten und Nachzügler wirkte auf Meckels Truppe ein: „Ich blickte zurück auf meine Leute. Sie begannen sich unbehaglich zu fühlen. Einige von ihnen waren bleich. Und ich selbst war mir des deprimirenden Eindrucks bewußt, den der Anblick ringsum auf uns ausübte. Wenn das Feuer der Hinterlader, dem wir jetzt zum ersten Male entgegengingen, und dessen stetes Rollen in unseren Ohren widerklang, dieses Regiment so desorganisiren konnte, was würde uns geschehen?" Ein paar der Versprengten konnten dazu gebracht werden, sich der vormarschirenden fremden Truppe anzuschließen, andere rafften sich von selbst auf und zogen mit, aber als die Kompagnie dann inmitten von Weinbergen unter Feuer kam, und in den Kampf eintrat, zeigte sich, daß die meisten dieser Mitläufer wieder verschwanden, ihre Nerven versagten, trotz aller Willensanstrengung. Und es handelte sich dabei nicht speziell um Fälle nackter Feigheit, wie jede Schlacht und jeder Feldzug sie zeitigen wird, sondern mehr um ein nervöses Zusammenbrechen, ein Nichtmehrkönnen. Das sind psychologische Erscheinungen, die dem Fachmanne bekannt sind und sich bei jedem Kriege wiederholen, Erscheinungen, die durch keine Feuertaufe aufgehoben werden; das ist, wenn man den Ausdruck brauchen darf, die Panik im Individuum und damit etwas, was nur durch die Kraft des Willens überwunden werden kann.

Was ist ein „raseur"? Man schreibt aus Paris, 22. Oktober: Nun, einer, der rasirt. Das ist richtig. Aber unter „raseur" versteht der Franzose noch etwas anderes. Ruft er: „Oh, la barbe! Quel raseur!" dann bezeichnet er mit „Bart" sehr trivial die Langeweile und mit „raseur" etwas beleidigend den Mann, der ihn anödet. Ein „raseur" ist gewöhnlich eine etwas aufgeblasene Persönlichkeit, die viel redet oder von sich reden macht, ohne zu amüsiren. Ein Witz latt mitunter bösartigen Humors, „Fantasio", hat nun seine Leser zu einer Preisfrage aufgefordert, wer der König der Raseure sei. Das Resultat der Abstimmung soll gewesen sein, daß Roosevelt in erster Linie Anspruch auf den Titel machen darf: erhielt 417 Stimmen. Dicht auf ihn folgt ein universell weniger, aber in Paris um so bekannterer Mann, Alexander Duval, Restaurateur und Autor, Besitzer von hundert oder mehr Speisehäusern und Auchverfasser einiger von sehr niedlichen Attrizen gespielten Komödien, dazu Dandy mit eigenartigem, niederem Seidenhut und braunviolettem Frack: 413 Stimmen. In ungerechtester Reihenfolge kommen dann Carpentier, ein französischer Boxer, der sich auf Reklame versteht, Raoul Gunsbourg, der als „kubistischer Komponist" bezeichnet wurde, Gaby Deslys, „Juwelierin", die mit ihrer portugiesischen Königsfreundschaft renommirte, Cochon, der Vorsitzende des Miethervereins, Maurice Rostland, „Barde", als letzter Sprosse des größeren Edmond, Dufayel, der das Monopol der Affichen, des Kreditwesens und neuer Seebäder hat, Jules Bois, ein spiritistischer Philosoph, Le Bargy, Ermitglied der Comedie Francaise, dann auch Paul Adam, Rodin, Paul Bourget, Dr. Doyen, Edison, Jean Jaures, Marinetti, Mulay Hafid und noch ein anderes gekröntes Haupt. — Roosevelt wird vielleicht über diese Aeußerung seiner Popularität in Frankreich nicht entzückt sein.

Mutter und Sohn.

Eine Skizze von Lothar Brieger.

An der letzten Hürde fühlte Oberleutnant Freiherr von Thümen, daß der glänzende, schweißende Pferderücken unter ihm seine Selbstständigkeit zurückgewann. Während des Bruchtheiles einer Sekunde sah Wolf von Thümen seine junge Frau vor sich, blond und lächelnd, das Geheimniß ihrer Schönheit entschleierte sich ihm mit einem jähen Ruck, und er wußte, daß jetzt ein neues Leben und Lieben beginnen werde. Dann schlug sein Hinterkopf mit dem trockenen Anprall einer fallenden Frucht auf, und alles war vorüber.

Die Wittwe zog aus der großen Stadt nach Weimar zurück. Das Geschlecht derer von Wörden hatte hier Jahrhunderte hindurch ohne Neugier nach der großen Welt jenseits Thüringen festgesessen, seit dem Tode von Carolinens Eltern stand die alte Parkvilla an der Belvedere-Allee leer. Nun richtete sich ein junges Leben in ihren zierlichen Zimmern zwischen den alten Bäumen und den barocken Sandsteingöttern ein und versuchte in einer neuen Weise wieder mit sich ins Reine zu kommen. Carolines leidenschaftlicher Schmerz mußte hier im Laufe eines Jahres zu einem Traume voll sanfter Thränen werden. Die Blicke gingen scheu wieder nach außen, wo ein Wust goldener Locken mild über die Rosen brannte.

Das war Winfred von Thümen, kurz Win genannt, Wolfs und Carolines Sohn. In ihm erstand seiner Mutter eine neue Lebensaufgabe, sie begann vorsichtig nach ihm zu suchen, in Angst, daß er scheu werden könne. Früher liebte sie ihren Mann zu sehr, als daß sie ihr Kind hätte lieben können. Das ausgesperrte Leben durchbrach die Gitter, sie klang jetzt wie ein verlorener Ton ängstlich ins Weltall hinaus, und die jäh erwachende Liebe zu Win suchte mehr in dem Kinde eine Stütze, als daß es ihm eine gewesen wäre.

Das sonderbare Verhältniß zeigte sich zuerst in einem verschwiegenen Haschespiel. Win war zu jung, um sich bestechen zu lassen. Er verstand sich weder auf Schokolade noch auf Schmeicheleien. Aber als er schließlich eines Tages seine Mutter zu seiner Verwunderung in seinem Herzen fand, schloß er es auch gleich so fest, daß nichts anderes mehr darin Platz haben konnte. Er gab sich gerade so schüchtern und ehrlich wie er gesucht wurde. Ein stilles Befolgen aller mütterlichen Wünsche, stundenlanges ruhiges Sitzen zu ihren Füßen waren die bedeutsamen Aeußerungen der veränderten Lage.

Win war kein zahmes Kind. Er tobte gern im Garten und Park und bevorzugte von seinen Bleisoldaten die Artillerie, mit deren Hilfe er herzlos und männlich die blutigsten Verwüstungen anrichtete. Ein Schnitt in den Finger focht ihn nicht sehr an. Eines Mittags kam er zerzaust, blutig, mit zerrissenem Anzug, aber mit leuchtenden Augen, aus der Schule heim. Ein Mitschüler hatte in der Pause die Schönheit seiner Mutter gerühmt, und sofort hatte sich Win mit geballten Fäusten auf ihn gestürzt gleich dem edlen Ritter von der Mancha. Nun wies er den Tadel in seinem Schulbuche mit nicht geringem Stolze auf. Caroline verstand ihn. Wie sich dies für eine Dame ihrem Ritter gegenüber gehört, gab sie ihm erst einen Kuß, ehe sie sich mit der Wiederherstellung seines materiellen Menschen befaßte. Sie schlossen sich langsam einander auf und an. Für ihn war seine Mutter einfach die schönste Frau aller Frauen. Das war gut. Es formte schon in dem Kinde einen edlen Begriff von der Schönheit des Weibes, so daß sich später der Mann niemals ganz verlieren konnte. Es lehrte ihn, das Vollkommene immer im Leben zu suchen und nicht hinter irgendwelchen Sternen. Dadurch, daß er eine Mutter fleißig ansah, lernte er geradeaus blicken; nicht über sich hinaus und nicht nach unten.

Caroline prach gern lange über ihr verflossenes Leben und die dämmerige Gegenwart zu ihm, sie hätte sich keinen ruhigeren, aufmerksameren Zuhörer wünschen können. Er verstand nicht viel, aber das wenige fühlte er. Das beruhigte sie, gab ihrem Leben einen Inhalt. Sie zeigte sich nur völlig angekleidet vor Win, gleich als wäre ein fremder Herr da. Als ihr Wolf am Abend der Hochzeit den ersten Kuß gab, löschte sie mit einem heftigen Erröthen jäh das Licht aus, und so hatte sich die Vertrautheit ihres zu kurzen Eheglücks stets vor verdunkelten Lichten abgespielt. Beider Blut war in Win, die Mutter weckte es. Schon der Knabe unterschied instinktiv zeierlei Leben, eines im hellsten Lichte des Tages und eines, das nur mit dem Herzen sieht. Und die frühe Erfahrung lehrte ihn, welches Leben das bessere ist.

Daß Mutter und Sohn so ganz für einander lebten, ließ sie an der Geselligkeit Weimars bloß bescheidenen Antheil nehmen. Frau von Thümen besuchte einige altbekannte Familien und empfing deren Gegenbesuch. Sie konnte es nach dem Trauerjahr nicht vermeiden, einmal ein Gartenfest oder einen Ball mitzumachen, wo sie dann stets zusammen mit ihrem schönen, schweigsamen Jungen erschien. Jedes Jahr einmal gab die Villa Thümen eine Gesellschaft. Aber das alles ging über eine rein offizielle Erledigung gesellschaftlicher Pflichten nicht hinaus. Seltsamerweise empfand auch Winfried kein Verlangen, sich an irgend einen Schulkameraden freundlich anzuschließen. Vornehmheit imponirte ihm nicht, er besaß sie selbst, kräftige Heiterkeit, der er sich gern hingab, war ihm natürlich wie das Athmen, aber kein verbindendes Band, und die frühen Mädelsaffairen seiner Mitschüler langweilten ihn als eine lächerliche Zeitvergeudung.

Er las viel und lernte früh, daß der innere Kern des Lebens in den Büchern ungetrübter zu finden ist als im Leben selbst. Die große Gefahr bestand eben darin, daß von allen seinen Eigenschaften, infolge der weiblichen Erziehung sein Geschmack am ehesten reifte, bevor seine übrigen Fähigkeiten im Stande waren, ihn zu tragen. Seine Mutter konnte indessen nicht verkennen, daß mit seinen wachsenden Jahren das Leben immer dringlicher auf ihn zukam und daß er ihm mit fast ärgerlichen Gebärden auswich. Manchmal aber wandte er dennoch neugierig den Kopf, und in solchen Augenblicken empfand Caroline die heftigste Angst, als entglitte ihr ihre eigene Seele, so daß sie mit beiden Händen fest zugriff, um ihn für sich zu behalten. Eine Selbstsucht, die ihr schon einige Stunden später wehe that. Dann rief sie wohl selbst Bekannte ins Haus oder machte Besuche mit ihm, auf denen sie entgegenkommender erschien als gewöhlich.

Eines Tages überraschte sie den Vierzehnjährigen ohne Willen, daß er das Bild der Mona Lisa nicht anders ansah, als sei dies eine lebende Frau. Carolines Eintritt wurde von ihm überhört, sie schlich sich beunruhigt hinaus. Als sich in Bälde Gelegenheit bot, Win durch einen Tennisverein in steteren Verkehr mit dem anderen Geschlechte sowohl mit dem eigenen zubringen, redete sie ihm beinahe leidenschaftlich zu. Später jedoch fühlte sie freilich oft wieder eine unfaßbare Eifersucht, wenn er sich beim Spiel länger verweilte, als verabredet, und schließlich roth, aufgeregt, sprühend hereinstürzte, um ihr von den anderen zu erzählen. Es zeigte sich bald, daß er ein guter Beobachter war, aber zunächst nur alles auffing wie ein Spiegel und es widerstrahlte, ohne damit in sich hinunterzusteigen und als ein Verwandelter wieder zurückzukehren. Zwischen seinen eigenen Tiefen, in deren Gefahr er am liebsten zu verweilen pflegte, und dem Leben der Dinge lag eine harte trennende Schicht, der Zusammenhang war in der Architektur seines Ichs nicht vorgesehen worden, die Mutter aber zweifelte oft daran, ihm schaffen zu können, was doch ihr selber fehlte. Sie schwankten beide je nach ihren Stimmungen zwischen der Ueberschätzung der anderen und ihrer völligen Verachtung. Winfried schloß sich unvermittelt einem Freunde mit demüthiger Innigkeit an, um ihn bald kaum noch zu kennen, war in einem fortwährenden bewegten Reisen nach Außen oder nach Innen, immer ein wenig verwirrt und fremd durch den jähen Wechsel der Welten. Im letzten kam er über das fortwährende Erfahren zu keinem Sehen. An seiner Mutter konnte er die feine Frauenfurcht beobachten, in einen Strudel außerhalb ihres Ichs gerissen zu werden, so lernte er denn glauben, daß dieser Strudel auch für ihn bestehe.

Sein Verhalten der Schule gegenüber mußte seiner Mutter weiteren Grund zur Beunruhigung geben. Er erledigte seine Arbeiten aus Selbstachtung, an der es ihm von vornherein nicht fehlte, pünktlich und gewissenhaft, er war in seiner Klasse erster ohne jedes Interesse, bloß weil es ihn irritirte, inmitten der anderen zu sitzen, und weil die vornehme Halbisolirung des bevorzugten Platzes seinem Fühlen entsprach. Als er mit 16 Jahren sein Einjährigen-Examen ohne mündliche Prüfung erledigte, erstaunte ihn die Freude seiner Mutter darüber in beinahe beleidigender Weise, er war nicht im Stande, hier einen Lebensabschnitt zu sehen, und der Frage nach seinem zukünftigen Berufe wich er mit einem kühlen Befremden aus. Frau Caroline betrachtete etwas verlegen ihren langen Jungen mit seinen verschlossenen und doch so vertrauten Zügen, da fiel es ihr auf, daß er seit einiger Zeit sich bemühte, seine widerspenstigen blonden Locken zu einem korrekten glatten Scheitel zu zwingen. Sie versuchte lachend darüber zu sprechen. Win nahm es ernst auf. „Ich möchte wie die anderen sein, Mama! Ich komme mir so hilflos vor."

Und dann strömte es mit einem Male aus ihm heraus und sie war entsetzt, wie ungeheuerlich ihn die geringsten Kleinigkeiten imponirten. Sie hatte bisher gerade das Gegentheil angenommen, da sie ihn möglichst für sich hielt, und verstand erst gar nicht, warum ihm seine Selbstständigkeit zur quälenden Unselbstständigkeit geworden war. Die Thatsache, daß ein Kamerad den Muth fand, irgendein junges Mädchen auf der Straße anzusprechen, hob den Kühnen für Win auf ein Piedestal der Reife, welches einzunehmen ihm keineswegs zukam. Win hatte geglaubt, das Rauchen und Trinken des anderen sei vielleicht der Weg zu ihrer außerordentlichen Sicherheit. So hatte er denn auch sich darin versucht, aber weder der leichte Rausch noch der Tabak gaben ihm jene souveräne Herrlichkeit, alles im Leben skrupellos als etwas Selbstverständliches zu ergreifen und es betrachtend vor sich hinzubauen wie ein Eigenthum; er mußte sehen, daß alle ein Urtheil hatten über Politik, ihre Eltern, die Frauen und die ganze erscheinende Welt überhaupt, indessen ihm die Dinge immer die stärkeren waren. Sagte ihm jemand eine Meinung, so stieg er damit in sich hinein, drehte sie dort nach allen Seiten, gewann ihr etwas ab und setzte ihr etwas entgegen, kam er dann aber wieder aus sich heraus, so war der andere leichten Schrittes schon wieder weiter gegangen, und er mußte die resultatlose Arbeit von neuem beginnen. Sein Selbstgefühl sagte ihm freilich, daß er aufspeichere wie die Ameise, während seine Kameraden vom Tage lebten wie die Grillen, der Tag indessen gab eben jenen recht. Wie hätte er denn nicht so jung sein sollen, das Fehlen seines Tages mit Schmerz und erniedrigender Pein zu empfinden! Wie konnte seinen 16 Jahren das Leben etwas anderes sein, als dieser Tag? Immer wieder danach greifen zu müssen, nach seiner freudigen Nichtigkeit, die sich dann sofort in Wins Händen so schwer machte, daß er glaubte, sie gar nicht ertragen zu können! Hinter einem Fenster in Ruhe zu sitzen, und da draußen flogen heiter lachend und wunderschön spielend die Stunden, die Tage, die blühenden Monate vorüber, ohne die Scheiben kurz und klein zu schlagen und ihre Rosen hereinzuwerfen!

Des Knaben Gesicht, dem er im Schooße seiner Mutter seine allgewohnte Freistatt suchte, glühte, als er beichtete, in seiner Kehle bewegte sich, dem weichen Streicheln fühlbar, eine der Aeußerung beraubte Kraft trocken schluchzend auf und nieder. Vor Carolines erschrockenen Augen stand ein junges Mädchen mit großen todten Blicken, ihre eigene Jugend, die nur wenige Jahre das Leben in sich gespiegelt hatte, um dann leer zu erstarren. Sie dachte an einen jungen Mann, der täglich an ihrem Mädchenfenster vorbeigegangen war, ein Jahr lang hatte sie jeden Morgen pünktlich hinausgesehen. Bis er dann eines Tages ausblieb und sie nur noch träumte, er durchschreite auf seinem wilden Pferde Südamerika und werde von dort eines Tages zu ihr zurückkehren mit einem indianischen Königreiche auf der werbenden Hand. Aber er kam nicht, bis Wolf von Thümen mit dem Rechte des Lebens sie zum Leben zwang. Hatte sie denn je von selbst gelebt? Wie könnte sie dann jetzt so sehr verstorben sein? Und über das alles streichelte sie mit zaghaften Fingern die schluchzende Knabenkehle und war so verwirrt, wie seit der Werbung Wolf von Thümens nie wieder.

Noch am selben Tage faßte sie ihren Entschluß, schrieb an eine in Dresden verheirathete Freundin um einen Hofmeister für Winfried. Er brauche nicht gelehrt zu sein. Arbeiten thue Win allein genug. Er müsse jedoch ganz und unbedingt das Leben wissen, dieses solle vielmehr thunlichst seine einzige und sehr starke Wissenschaft sein. Als schon nach 14 Tagen die Antwort kam des Inhalts, der gewünschte Hofmeister sei in seiner idealen Form gefunden und werde in den nächsten Tagen in Weimar eintreffen, athmete sie außerordentlich erleichtert auf. Denn sie hatte in diesen zwei Wochen durch schärfste Beobachtung erkannt, daß es für Winfried die allerhöchste Zeit war, durch die formende Hand eines Mannes und seinen Widerstand dagegen selbst zu seiner Form zu finden. Die Natur und das Leben begannen bereits ihn bis zur Furcht zu erschrecken, solche Furcht, jetzt Neugierde noch durfte nicht Flucht werden. Aber ein wenig weinte Frau Katharina über dem Briefe der Freundin doch, ehe sie ihn aus den abwehrenden Händen legte, wie einen Deckel über den eigenen Sarg.

Französischer Witz. Im Salon der Futuristen. Ein Besucher, verzweifelt: „Nee, ich gehe. Ich hab's satt. Ich versteh' von diesen Bildern nichts, aber auch gar nichts!" Ein Herr, herantretend: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin der Kunstdolmetsch. Darf ich Ihnen vielleicht die Bedeutung einiger dieser Bilder übersetzen?" — Bei einer anderen Gruppe steht ein Herr vor einem Bilde: „Nein, hier z. B., hier sehe ich rein gar nichts. Das ist doch alles nur schwarz!" Der kunst